

hem Maße künftige Aufmerksamkeit. Dies betrifft erstens den perspektivischen Wechsel für Fragen nach NS-Affinitäten deutscher Historiker, zweitens die Kontinuität außenpolitischer Übereinstimmungen mit dem Régime und drittens Entsprechungen zwischen methodischer Innovation und völkischer Instrumentalisierung. Eine wiederholt vermerkte und auch von Schönwälder bestätigte geringe Anfälligkeit der Historiker für biologisierend-rassistische Geschichtsdeutungen verstellt eher den Blick für nahtlose Übereinstimmungen in den zentralen Topoi, nämlich den geschichtswissenschaftlich unterfütterten Bemühungen um Revision des Versailler Vertrages und Anknüpfung an vormalige imperialistische Großmachtziele. Konvergenzen bestanden also in den außenpolitischen Zielen, nicht in einem kruden Rasseglauben, doch förderten diese Konvergenzen um so nachhaltiger eine freiwillig vollzogene Dienstverpflichtung zahlreicher Historiker bereits seit 1932 bis hin zu Stalingrad; erst danach setzten angesichts einer offensichtlich illusionär-widersprüchlichen Kriegsführung vorsichtige Absetzbewegungen ein.

Wichtiger noch sind die sehr eindringlich auf bemerkenswert breiter Front nachgewiesenen Volkstumsvorstellungen vornehmlich bei jüngeren Historikern, insofern diese ›Volk‹ wie auch ›Reich‹ ganzheitlich interpretierten, damit angesichts der grenzland- und volkstumspolitischen Strömungen während der Weimarer Republik politisch verwertbare Munition für außenpolitischen Revisionismus wie auch für eine weitergehende Expansionspolitik lieferten, und insofern diese gleichzeitig ältere Traditionen einer ›politischen‹ Historiographie zugunsten eines landes- und volkscundlichen Gestaltendens aufbrachen, das in zeittypischen Formeln wie »Totalität« und »ganzheitlich« methodisch innovative Wege für künftige sozialgeschichtliche Forschungsansätze wies. Damit sind die Ergebnisse dieser Studie gar so neu nicht, sie schließen an Beobachtungen von Oexle und Schulze an und bestätigen für die NS-Zeit unter dem Aspekt der politischen Kultur die vorzüglichen Analysen von Willi Oberkrome über »Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918–1945« (Volksgeschichte, Göttingen 1993). Darüber hinaus erhellt deutlicher, als wir bislang wußten, wie fließend die Übergänge zwischen einem tradierten Revisionismus und einer methodisch der Politikgeschichte verpflichteten Historiographie einerseits und einem völkisch motivierten Expansionismus auf der Grundlage methodischer Innovationen andererseits waren. Daher liegt mit dieser Studie trotz mancher einseitigen Überspitzungen eine herausragende Leistung vor, die Faulenbachs und Schleiers Thesen für die NS-Zeit fruchtbar weiterentwickelt, die über Heibers Standardwerk zum Reichsinstitut für deutsche Geschichte weit hinausführt und die in faszinierender Weise innerwissenschaftliche Methodendiskussionen mit prinzipiell ähnlich gerichteten politischen Zielsetzungen im NS-Staat verzahnt. Über Reichweite und damit Repräsentativität bezüglich »der« deutschen Historiker mag man streiten, aber zweifellos regt eine solche Forschungsleistung die weitere Diskussion mehr an als ein vielschichtig gelehrtes, freilich tendenziell selbstreferentielles Beklagen politischer Bildungsdefizite.

*Rüdiger vom Bruch, Berlin*

Wolfgang Hardtwig/Harm-Hinrich Brandt (Hrsg.), Deutschlands Weg in die Moderne. Politik, Gesellschaft und Kultur im 19. Jahrhundert, Beck Verlag, München 1993, 275 S., kart., 38 DM.

Nach dem frühen Tod Thomas Nipperdeys ist die geplante Festschrift zu seinem 65. Geburtstag, den er nicht mehr erlebte, nun als eine Gedenkschrift erschienen. Der Band mit 19 knappen und durchweg gut lesbaren, auf einen umständlichen wissenschaftlichen Apparat weitgehend verzichtenden Essays hätte Nipperdey wohl gut gefallen; die Beiträge und

das sich aus ihnen ergebende Gesamtbild von »Deutschlands Weg in die Moderne« vor allem im 19. Jahrhundert treffen in Ton, Inhalt und Ansatz Nipperdeys Stil – in den Stärken wie auch in manchen Schwächen –; es ist ein Band geworden, in dem interpretatorisch nicht die scharfen Thesen, sondern die »Grautöne« überwiegen, der aber trotzdem nichts weniger als trist und über einen großen Unterhaltungswert hinaus auch Anstoß zu grundsätzlichen Reflexionen über die Erforschung des deutschen 19. Jahrhunderts gibt. Eine ganz konkrete Annäherung an Nipperdeys Erzählstil, an die »Tiefenstruktur« seiner Erzählweise, versucht *Stefan Fisch* in einem aufschlußreichen kleinen Vergleich mit Treitschkes *Deutscher Geschichte*: Das wünschte man sich weitergetrieben, denn das Nachdenken über angemessene Formen der Narrativität könnte angesichts des gegenwärtigen Gesamtdarstellungs-Booms in Deutschland durchaus ausgeprägter sein.

Der zeitliche Schwerpunkt des Bandes liegt, dem hauptsächlichen Fokus von Nipperdeys Werk entsprechend, auf dem »langen« 19. Jahrhundert zwischen Französischer Revolution und Erstem Weltkrieg, mit der wiederum auch für Nipperdey so typischen und bezeichnenden Ambivalenz, das 19. Jahrhundert nicht in erster Linie auf »1933« hin interpretieren zu wollen, ohne sich doch dem Sog der »Sonderweg«-Interpretation ganz entziehen zu können (oder zu wollen). *Wolfgang Hardtwigs* Leitaufsatz über »Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen als Grundproblem der deutschen Geschichte« zwischen dem ausgehenden 18. Jahrhundert und dem Kaiserreich bietet in diesem Sinne einen flüssigen Durchgang durch die Hauptstationen der politischen Sozialgeschichte dieses Zeitraums, der die Modernisierungstheorie im Hinblick auf »Interferenzprobleme«, auf Überlappungs- und Verdichtungszonen der Problembewältigung hin neu auszudeuten versucht, und *Jürgen Kocka* faßt noch einmal einige Ergebnisse der Bürgertumsforschung des vergangenen Jahrzehnts zusammen. Nur wenige Beiträge beziehen sich auf die gegenwärtigen Probleme des 20. Jahrhunderts oder gehen von ihnen aus; so der sehr schöne Essay von *Fritz Stern*, der die vergebene Chance des »modernen« Deutschland um 1900 zu der »zweiten Chance« des wiedervereinigten Deutschland in Beziehung setzt; und *Trutz Rendtorffs* Überlegungen zu den historischen Voraussetzungen von Unkirchlichkeit und Säkularisierung in der DDR.

Die Stichworte »Politik, Gesellschaft und Kultur« im Untertitel bezeichnen die thematische Spannweite des Buches, und es ist, wieder einmal, auffällig, daß die Wirtschaft hier fehlt, zu der auch Thomas Nipperdey unter allen Wirklichkeitsbereichen den geringsten Zugang hatte – vielleicht ein Relikt der Wirtschaftsfremdheit des deutschen Bildungsbürgertums, mehr aber noch Ausdruck der prekär gewordenen Stellung der Wirtschaftsgeschichte in der deutschen Geschichtswissenschaft, die dringend neuer Impulse bedarf, um unser Bild des 19. Jahrhunderts wieder (aber auf andere Weise als in den 60er und 70er Jahren) stärker mitzuprägen. Um Politik geht es in vielen Beiträgen, um Gesellschaft weniger; die Kultur steht eindeutig im Vordergrund: Fast könnte man den Band auch »Beiträge zur deutschen Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts nennen«, und hier ist das gebotene Material so reich, sind die Anregungen und Interpretationen so vielfältig, daß keiner, der sich für neue Wege der Kulturgeschichte interessiert, an diesem Buch vorbeigehen kann. Der schillernde Kulturbegriff – *Peter Gay* geht das Definitionsproblem unter der ebenso einfachen wie zentralen Frage »Was ist Kultur?« frontal an – erscheint hier vor allem in zwei Bedeutungsvarianten, die beide auch in den Arbeiten Nipperdeys eine große Rolle spielen: Kultur einmal als Ideologie und Deutungsmuster; hier ragen die schönen und sich zudem vortrefflich ergänzenden Aufsätze von *Shulamith Volkov* und *George Mosse* über den jüdischen Nationalismus und das Spannungsverhältnis von Tradition und Modernität in ihm ebenso hervor, wie *Friedrich Tenbrucks* Denunzierung der demokratischen Ideologie als »Demokratismus« erschreckt, die aus ihrem durchgängigen Anti-Amerikanismus ebenso wenig ein Geheimnis macht wie aus ihrer Unkenntnis der Fragestellungen und Ergebnisse moderner ideologiegeschichtlicher Forschung. – Kultur sodann als Geschichte der Hochkultur, der bildenden und darstellenden Künste und ihrer sozialen und historischen Reprä-

sensation: Das war lange Zeit eine Blindstelle der deutschen Geschichtswissenschaft; neben Nipperdey selber haben vor allem amerikanische Deutschlandhistoriker wie Carl Schorske, Peter Paret oder Peter Jelavich hier eine Pionierrolle gespielt, und es ist auffällig, daß in Deutschland selber jetzt vorwiegend die ältere Historikergeneration dieses Thema weiter erschließt: Erscheint es für Dissertationen und Habilitationsschriften als immer noch nicht seriös genug? *Wolfgang Mommsen* skizziert, in erster Linie am Beispiel der Malerei, die »Kultur der Moderne« im deutschen Kaiserreich und setzt sich mit seiner Diagnose, die radikale Modernisierung der Kunst sei vor allem als Loslösung vom Bürgertum und von Bürgerlichkeit zu verstehen, in Gegensatz zu Nipperdeys Interpretation – dieser Dissens bildet auch die allgemeinere Frage ab, wie der in letzter Zeit stärker und innovativ diskutierte Durchbruch der »klassischen Moderne« in Kultur und Gesellschaft des wilhelminischen Deutschland einzuordnen und zu bewerten sei. Dem Bedürfnis der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach Historisierung und Repräsentation von Kunst gehen in wiederum sich gut ergänzenden Essays, die Institution des Kunstmuseums in den Mittelpunkt rückend, *James Sheehan* und *Carl Schorske* nach; und in diesen Zusammenhang gehört auch *Lothar Galls* Skizze über Gegenwart und Mythos bei Richard Wagner. Gall diskutiert auch das Verhältnis Wagners zum Publikum, und diese Seite darf in der neuen Kulturgeschichte nicht vernachlässigt werden, wie sie sich auch hüten muß, die These von der Autonomisierung der Kunst (Mommsen) implizit in eine Autonomisierung der Kunstgeschichte zu übersetzen. Hier kann man noch viel von neuen Ansätzen der amerikanischen Kulturgeschichte, z. B. bei Lawrence Levine, lernen, die die Formveränderungen der »Hochkultur« im späteren 19. Jahrhundert mit der ja gleichzeitig und in engster Wechselwirkung entstehenden Massenkultur der Moderne diskutiert.

Aber die Beiträge dieses Bandes werden unbedingt ein Ausgangspunkt dieser sehr notwendigen weiteren Debatte sein müssen. Daß das Buch zugleich unterhaltsame und lehrreiche Lektüre im besten Sinne ist, auch das hätte Thomas Nipperdey gefreut.

*Paul Nolte, z. Zt. Cambridge, Mass*

Barbara Melosh (Hrsg.), *Gender and American History since 1890*, Routledge, London 1993, 308 S., 18,50 £.

Feminist theory and gender history are fertile fields of research which in recent years have contributed to a radical rethinking and rewriting of the past, and most of the contributions to the volume reflect the extent to which poststructuralist theory has aided in this process. This book is firmly grounded in the belief that a critical analysis of contemporary discourse on sexuality and gender is central to historical understanding because these discourses both reflected existing social relationships and helped shape the categories through which people constituted their social world. However, despite their sensitivity to these new departures in cultural history, the contributors to this collection never lose sight of the real social and economic forces which influenced these debates, and they suggest that the structural transformation of capitalism, work, and the family after 1890 destabilized previous gender relations and threatened that sense of masculinity which had played a constitutive role in the construction of bourgeois male identity.

The so-called sexual revolution in early twentieth-century America led to a proliferation of new discourses on gender and sexuality. Groups such as sexologists, sociologists, romance novelists, artists and film makers all condemned Victorian sexual norms as oppressive and in fact helped create the 20th-century myth of a Victorian sexuality in order to underscore the novelty and emancipatory potential of these new discourses on sexuality. This new thinking, however, did not lead directly to the progressive emancipation of women. As